

Predigt.

über 1. Petr. 2, 17 zum Sonntag Jubilate.

Lieder: Auf auf mein Herz mit Freuden.

Was mein Gott will, das g'scheh allzeit

Vorbemerkung: Die Predigt ist in der hier vorliegenden Form am 27. 4. 1947 in Derwitz und in Krielow in der Mark Brandenburg (russische Zone) gehalten worden.

Mit dem Ungehorsam der ersten Menschen Gottes Gebot gegenüber kam der Tod in die Welt, der vorher nicht gewesen war, und das bedeutete, daß die Menschen, die in Unschuld und Reinheit voreinander und miteinander in Frieden gelebt hatten „als die lieben Kinder ihres lieben Vaters“ Heimat und Vaterhaus verloren und fluchbeladen in die Fremde gehen mußten: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen und: mit Schmerzen sollst du Kinder gebären! (Gen. 3). Damit aber war etwas ganz Neues in die Welt gekommen, was der Mensch zuvor nicht gekannt hatte: der erbarmungslose Kampf um das Dasein, Kampf, in dem das menschliche Leben unter Druck gesetzt wird und von Furcht durchzogen ist. Und weiter war als etwas ganz Neues in die Welt gekommen die Not, nicht als persönliches Unglück oder als blindes Schicksal, sondern die zähnefleischende Not, die uns auf das Krankenlager wirft, die uns das letzte Brot vom Tisch nimmt, die uns auf die Straße jagt — Not in ihrer tausendfachen Gestalt, die vor niemandem haltmacht. Und es kam weiter in diese Welt als etwas ganz Neues: das Sterben. Nicht der Tod als ein Aufhören der Lebenskraft, als „natürliches Sterben“ — wie man zuweilen sagt, sondern der Tod als der letzte unentrinnbare, unausweichliche Schluß des Lebens, vor dem alle kapitulieren müssen, das zarte Kindlein sowohl wie der starke Mann in der Vollkraft der Jahre, der Grashalm sowohl als die mächtigsten Völker der Erde; der Tod, der sich dann seine Beute holt, wenn wir es am allerwenigsten meinen und wünschen, so daß wir wie auf den Mund geschlagen sind, und der wiederum gerade dann nicht kommt, wenn wir es so gerne wünschen würden. Wenn er aber da ist, dann merken wir genau, daß solche Todeswünsche gar nicht echt sind, sondern daß wir dann doch wieder zurückschrecken vor dem letzten Feind, der ja nicht nur der Zeit nach der letzte Feind ist, sondern auch nach dem Ernst und der Kraft seiner Feindschaft.

Der Mensch aber hat sich weder an den Kampf um das Dasein noch an die Not noch an das Sterben gewöhnen können und wird sich auch nicht daran gewöhnen, auch dann nicht, wenn es ihm durch die Mittel der Propaganda und durch die Staatsgewalt schmachhaft gemacht wird. Zwar macht der Mensch zahllose Versuche und bietet alle Anstrengungen und alle Mühe auf, um diese Erde, in der Kampf, Not und Sterben herrschen, wieder in ein Paradies zurückzuverwandeln und damit seine ursprüngliche Heimat, aus der er kam, wiederzugewinnen. Dabei ist es gleichgültig ob so etwas dann „Paradies der Arbeiter und Bauern“ heißt oder sonst einen Namen führt; denn

niemand kann seine Augen vor der Tatsache verschließen — und wir alle sind ja selber Beweis genug dafür — daß je länger der Mensch sich müht, paradiesische und damit heimatliche Zustände zu schaffen, desto härter wird der Daseinskampf, desto grausamer die Not, desto größer das Sterben.

Aber: wie nun durch den Ungehorsam des ersten Menschen die Welt in ein hoffnungsloses Sterben gestürzt und in die Bewegung auf den Tod hin gebracht wurde, so hat der zweite Adam, nämlich Christus Jesus, der auferstandene Herr, (1. Kor. 15, 45) das Sterben überwunden und der Welt eine hoffnungsvolle Bewegung auf das Leben hin gegeben. Durch die offene Grabespforte, da der Stein vom Grabe weggewälzt ist, da leuchtet das Paradies herein, ja mehr noch: da ist die Osterfonne aufgegangen mit einem prächtigen, unvergleichlichen und unauslöschlichen Glanz. Seither aber steht das Tor zur Heimat weit offen.

Damit ist aber die Lage des Menschen von Grund auf verwandelt, eines jeden Menschen, ob er nun als Flüchtling hungernd und im letzten grausamen Winter bis zur Verzweiflung frierend in einer erbärmlichen Notunterkunft gefressen hat oder als Bauer in einer warmen Stube ab und zu noch einmal ein Stück Schinken aus trockenem Brot legen konnte, sozusagen als Erinnerung an vergangene Tage und doch auch wieder in der geheimen Angst, was der kommende Sommer und Herbst für Abgabesorgen und Angst um Hof und Besitz bringen würde — ich sage eines jeden Menschen Lage ist durch die Auferstehung des Herrn Christus ganz grundlegend verändert: der Kampf ist entschieden durch den Sieger von Golgatha. Die Not führt zur Freude durch den Osterfürsten. Der Tod ist überwunden durch die Auferstehung — und damit ist die Heimkehr zum Vaterhause offen. Aber nicht erst am Ende unserer Lebensbahn, wenn wir den letzten Seufzer getan haben, sondern jetzt schon, gerade jetzt in dieser von Kampf, Not und Sterben erfüllten Zeit ist Sieg, Freude und Leben da in der irdischen Gemeinde. Denn der auferstandene Herr ist nicht davongegangen und hat uns allein gelassen, sondern ist mitten unter uns alle Tage bis an der Welt Ende. Denn in seinem Wort hören wir seine Stimme und im Sakrament des Altars schauen wir „auf ein Weilchen“ sein strahlendes Antlitz. Die aber, die seine Stimme hören mitten in dem Stimmengewirr dieser kampf-, not- und sterbenerfüllten Welt und die ihn unter den Zeichen von Brot und Wein in der Abendmahlsfeier schauen — die sind es, die die irdische Gemeinde, die Herde des Guten Hirten, die Kirche des Herrn Christus heute hier und immer, wenn wir in seinem Namen uns versammeln, die hier angeredet werden durch den Apostel Petrus in seinem ersten Briefe:

Lieben Brüder, ich ermahne euch als die Fremdlinge und Pilgrime . . . Fremdling zu sein, — wir wissen heute wieder etwas von diesem beschwerlichen Los — denn der Fremdling lebt an einem Ort, der nicht seine Heimat ist. Das bringt schwere, fast untragbare Spannungen in seine Seele; es bringt Spannungen mit den andern, die nicht Fremdlinge sind, Spannungen bis zur Feindschaft. Darum bedeutet Fremdsein immer eine ganz besondere Not. In der alt-

deutschen Sprache lautete auch das Wort für Elend und Ausland gleich. Und es ist schon immer und überall in der Welt so gewesen, daß der Fremdling (wir würden heute sagen: der Flüchtling) im besten Fall nur so eben geduldet wird, weil es eben gar nicht anders geht, wenn Menschen ohne die rettende Liebe des Herrn Jesu ihr Schicksal meistern wollen. — Als solche im Ausland, d. h. im Elend befindliche rechtlose und geduldete Fremdlinge — oder modern gesprochen: Flüchtlinge — redet der Apostel hier heute die österliche Gemeinde an, nicht etwa die Kopf- und Maulchristen, auch nicht die listenmäßig ersetzten Glieder einer Kirchengemeinde, sondern die Wiedergeborenen, so wie wir es vor zwei Wochen am Weißen Sonntag gehört haben.

Angeredet als Fremdlinge, als Pilgrime, werden hier solche Menschen, die sich haben zur Buße führen lassen, die aus der Nacht des geistlichen Todes, aus der Gleichgültigkeit herausgerufen sind in den hellen, lichten Raum des auferstandenen Herrn.

Angeredet sind hier als Fremdlinge, die Ernst gemacht haben mit der Bekehrung und die den Weg gegangen sind wie der verlorene Sohn, der zum Vaterhause heimkehrt.

Angeredet als Fremdlinge wird hier die Herde des Guten Hirten. Das aber bedeutet, daß diese Herde, die österliche Gemeinde ihr Bürgerrecht hier in dieser Welt verloren hat, daß sie auf dieser Erde keine Heimat mehr hat, daß also eine Umsiedlung stattgefunden hat aus der Gottesferne in die Gottesnähe und daß sie damit in Spannung lebt d. h. auf gespanntem Fuß mit der Welt und daß solche Spannung immer sehr schnell zur Feindschaft werden kann. Der Vorwurf, die Christen seien weltfremd ist nicht so unberechtigt; denn das sind sie auch, dann nämlich, wenn sie mit Ernst Christen geworden sind. Denn zur österlichen Gemeinde gehören, d. h. zur Gemeinde, die aus der Freude über das geöffnete Grab ihres Herrn lebt, das bedeutet Fremdkörper in dieser Welt sein, weil in dieser Welt der natürliche Gang jedenfalls nicht der des Lebens, sondern der des Todes ist. Dieses Fremdsein kann so weit gehen, daß wir selbst im eigenen Hause, in der eigenen Familie und erst recht im eigenen Volke durch einen Schlagbaum getrennt sind von denen, die diese von Kampf, Not und Sterben erfüllte Welt sich zur Heimat gemacht haben und die wir aber nur als Herberge ansehen, von der Martin Luther sagt, daß der Satan der Wirt dieser Herberge sei.

Wie aber soll sich nun der Fremdling, der wiedergeborene Mensch, der ernste Christ, dem die Welt nicht mehr Heimat, sondern nur noch Unterkunft geworden ist in dieser Herberge, d. h. in dieser Welt verhalten?

Aus den vielen Mahnungen unserer Epistel laßt uns die eine besonders betrachten:

„Seid untertan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen.“

Das ist das Kennzeichen, das die Gemeinde des auferstandenen Jesus von Nazareth von allen weltlichen Parteien und Verbänden unterscheidet: daß sie sich unterordnen und gehorchen kann. Die Parteien werden alle revolutionär und verweigern den Gehorsam, sowie

ihre Interessen und Ziele geschädigt werden und sie auf ihre Pläne verzichten müssen. Die Christenheit dagegen kann sich unterordnen, nicht von Furcht gebeugt, auch nicht übermächtigem Zwange sich unwillig fügend, sondern mit willigem, freiem Gehorsam in der Bereitschaft zum Dienen um des Herrn willen. Und doch geschieht es immer wieder, daß die Kirche gehaßt und die Christen verfolgt werden. Diese Verfolgungen, die offen oder geheim von der staatlichen Gewalt ausgehen, entstehen dann, wenn der Mensch auf dem Wege von Propaganda und Weltanschauung oder Parteien oder auch durch staatliche Hilfe den ungeheuren Versuch unternimmt, diese Erde in ein Paradies zu verwandeln und sich hier eine bleibende Stätte zu schaffen. Dann entstehen die totalen Staaten, westlicher oder östlicher Prägung, die vor nichts haltmachen, sondern alles öffentliche und private Leben nach ihrem Bilde formen wollen, die weder die Rechte der Eltern in der Erziehung ihrer Kinder achten noch die persönliche Freiheit des Einzelnen gelten lassen wollen und die darum auf keine Weise zugeben können, daß da ein Häuflein von Menschen ist, die als Fremdlinge und Pilgrime in der Welt leben, die ihr Bürgerrecht im Himmel haben und die sich doch willig unterordnen, aber doch nicht total zu erfassen sind deswegen, weil ihnen die Erde nicht mehr Heimat und Bleibe, sondern nur noch Herberge ist; ein Häuflein von Menschen, die trotz der vielen lauten Stimmen dieser Welt, die als harte Befehle oder als eindringliche Propaganda unser Ohr erreichen, doch nur die eine Stimme des Guten hören.

Es ist darum solchen totalen Staaten und Staatssystemen sehr unbehaglich, daß es in ihrer Mitte Menschen gibt, die das unscheinbare Gebet des Glaubens in den Gebetsversammlungen der Kinder Gottes für bedeutsamer und wichtiger halten als die Sitzungen und Versammlungen und Beschlüsse der Staatsmänner von Weltreichen.

Es ist dem totalen Staat, der alle Lebensbereiche erfassen möchte, sehr unbehaglich, ja, es erregt seine größte Wut, daß da in seiner Mitte ein paar Fremdlinge und Pilgrime sind, die mehr vermögen als der mächtigste Staatsapparat und die sich auf keine Weise überzeugen lassen von den Erfolgen und Fortschritten, die der Staat oder eine staatlich geförderte Partei errungen hat oder errungen haben will. Noch unbehaglicher aber ist es dem Staat, wenn die Christen sich willig unterordnen ohne Befehl, ohne Zwang, ohne Furcht und in aller Demut zum stillen Dienst bereit sind und daß diese Christen in den Zeiten der Not ganz besonders in allen Völkern ihre innere Verbundenheit erkennen und über die Staats-, Volks- und Ländergrenzen hinweg einander helfen, nicht nur einander, sondern überall zur Hilfe bereit sind, wo solche Hilfe nottut, wo ein einzelner Mensch oder eine Menschengruppe oder ein ganzes Volk unter die Räuber gefallen ist und ausgeplündert, blutend, dürstend halbtot am Wege liegt. Das stärkste Beispiel dieser Hilfe, dieses Samariterdienstes aus der Gegenwart ist das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in Deutschland, das nach der Katastrophe des Zusammenbruchs über Nacht entstand und das in der sehr kurzen Zeit vom Sommer 1945 bis Frühjahr 1946 mehr als 30 Millionen Mark und über 10 000 Tonnen hoch-

wertige Lebensmittel verteilt hat ohne Ansehen der Person und ohne Rücksicht auf kirchliche und politische Zugehörigkeit. Ohne die Hilfe der Christen des Auslandes wäre dies nicht möglich gewesen. Aber: es sind eben auch nur die Christengemeinden, die zu solcher Hilfe bereit sind. Nicht eine einzige politische Partei des bis 1945 (und jetzt auch noch) feindlichen Auslandes würde auch nur ein Gramm zu solch einer Hilfsaktion hergeben, es sei denn höchstens um selbstsüchtige und propagandistische Ziele zu erreichen.

In Summa: wie sollen wir als Christen, als Fremdlinge in der Welt leben? Die Antwort heißt ganz einfach: dienet einander in freiwilliger Unterordnung, tut barmherzigen Samariterdienst! Diesen Dienst aber tut die Christenheit mit Kräften, die nicht von der Welt stammen, sondern die aus der neuen Schöpfung, aus der Auferstehung ihres Herrn stammen. Darum hat der Herr Christus den Fremdlingen und Pilgrimen auch gesagt: Ihr seid das Licht der Welt, darum nämlich, weil Er das Licht der Welt ist und die Seinen mit seinem Licht speist, tröstet und erleuchtet. Ströme von Kraft gehen aus von denen, die aus diesen Quellen leben.

Und nun laßt uns dies an dem heutigen Sonntag Jubilate, der uns jubeln und freuen heißt, bedenken, ob solche Kraftströme auch von uns ausgehen, gerade weil wir Fremdlinge sind oder ob wir nicht doch trotz allem hier Hütten haben und uns angesiedelt haben, um in Kampf, Not und Sterben unterzugehen. Wenn unsere Häuser aber weiter nichts als Zelte sind, die wir gern abbrechen, dann wartet auf uns Sieg, Freude und lichtvolles, unvergängliches Leben. Amen.

D. Hans Wendt.

Predigthilfe.

Matth. 20, 20—28.

V. 28 ist die Sonne, welche die ganze Perikope durchlichtet: Mutter, Söhne, Jünger haben mit dem zu tun, der sein Leben drangibt für die andern.

Die Zebaiden überspringen aber das dunkle Tal des Leidens, träumen den Meister gleich in die Herrlichkeit hinein, und sich selber mit. Sie möchten nicht nur dabei sein, sie möchten mit Auszeichnung dabei sein.

Jesus lenkt ihre Gedanken schroff vom Traum zurück in die Wirklichkeit: Der Christ hat sich nicht in den Himmel hineinzuträumen, sondern hier auf Erden Gottes Willen zu tun. Was das heißt, ist unmißverständlich vom Lebensgange Jesu abzulesen: V. 28.

Wer diesen Spuren folgt, wird einen Becher kennenlernen und eine Taufe, die ihm den Gedanken an besondere Auszeichnung im Himmel werden vergehen lassen. Denn Becher und Taufe werden die tägliche Selbstverleugnung von ihm fordern. Ja, von den Zebaiden wird nicht nur dieser ständige Kleinkampf mit dem großen Ich gefordert, sondern die willige Preisgabe, das Martyrium.

In Jesu Bereiche ist's umgekehrt wie im Reiche der Welt, wo einer dem andern ständig im Wege steht. Der Weg irdischer Macht